

Almut Schüz · Zeitenbruch

Almut Schüz

Zeitenbruch

Leningrad 1991. Protokoll
eines dramatischen Sommers

ALTAN

© 2021 Altan Verlag, Medelby
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-930472-56-7

Lektorat: Werner Zillig
Fotos (Text und Cover): Aufnahmen der Verfasserin
Satz und Covergestaltung: Dasein & Design, München
Druck und Bindung: BPP Kleve

altan-verlag.de

In Erinnerung an
Valentin Braitenberg

Inhalt

Vorwort	9
Vorfreude auf das Land der Perestroika	11
Der Schock	19
Die ersten Tage nach dem Putsch	38
Ahnungslose Soldaten. Repino	47
Peterhof. Berichte aus den Putschtagen	53
Nowgorod. Gespräche	61
Parlamentsdebatte. Oranienbaum	74
Hotel Leningrad	78
Auf dem Land	89
Gespräche	94
Abstimmung über die Existenz der UdSSR	101
Die Leningrader Symphonie	107
Straße des Lebens	115
Aus Leningrad wird Sankt Petersburg	124
Ein Tag im jetzt unabhängigen Estland	129
Weitere Begegnungen	138
Glasnost – Dank an Gorbatschow	150
Dreißig Jahre später: Hat man aus der Geschichte gelernt?	163
Liste der Bilder	171
Liste der Gesprächspartner. Danksagung.	172
Anmerkungen	175

Wer sich nicht an die Vergangenheit
erinnern kann, ist dazu verdammt,
sie zu wiederholen.

George Santayana

Vorwort

Kaum etwas hat in den letzten Jahrzehnten Europa so einschneidend verändert wie die von Michail Gorbatschow eingeleitete Perestroika. Im Jahr 2020 konnten wir deshalb das 30jährige Jubiläum der Wiedervereinigung Deutschlands feiern. Im August 2021 jährte sich ein anderes historisches Ereignis zum 30. Mal: der Putsch gegen Gorbatschow, also gegen den Mann, dem wir die Wiedervereinigung verdanken. Der Putsch ist kein Grund zum Feiern, sehr wohl aber die Tatsache, dass dieser sein Ziel, die Geschichte zurückzudrehen, nicht erreicht hat. Dieses Jubiläum ist ein Anlass, in die Geschehnisse von damals noch einmal einzutauchen.

Mein Aufenthalt an der Universität Leningrad im Sommer 1991 diente der Fortführung einer wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiet der Hirnforschung. Begonnen hatten wir diese Zusammenarbeit bei einem ersten Besuch von mir im Jahr 1983. Damals war die Sowjetunion ein kommunistischer Staat. Für mich persönlich war deshalb ein weiteres Ziel dieser zweiten Reise, das neue Russland unter Gorbatschow kennenzulernen.

Doch dann wurden wir überrollt von den politischen Ereignissen.

Dieses Reisetagebuch gibt die Geschehnisse vom 18. August bis zum 15. September 1991 in der Weise wieder, wie meine verschiedenen Gastgeber und ich sie dort erlebt haben. In den eingefügten Anmerkungen wird auf spätere Erkenntnisse und auf die Werke von Journalisten, Wissenschaftlern und Politikern verwiesen, die in den Wochen und Jahren danach die Putsch-Ereignisse analysiert und bewertet haben.

Weitere wichtige politische Ereignisse fielen in diesen Zeitraum. Und dank der großen Gastfreundschaft, die mir entgegengebracht wurde, konnte ich nicht nur in die kaiserliche Stadt und ihre Umgebung eintauchen, sondern auch in vielen Gesprächen Einblick in das bekommen, was die Menschen in dieser außergewöhnlichen Zeit bewegte. Eine hinten angefügte Liste sorgt bei Bedarf dafür, den Überblick über die Gesprächspartner zu behalten. Im letzten Kapitel wird dann eine Verbindung zur heutigen Zeit hergestellt.

Russland lässt einen nicht mehr los, wenn man einmal Einblick in dieses faszinierende Land bekommen hat.

Im Oktober 2021

Almut Schüz

Es gibt keine einfachen Lösungen
für sehr komplizierte Probleme.
Man muss den Faden geduldig ent-
wirren, damit er nicht reißt.

Michail Gorbatschow

Vorfreude auf das Land der Perestroika

Sonntag, 18. August 1991

Immer wieder öffnet sich die Wolkendecke unter uns und gibt den Blick frei auf die Ostsee. Gelegentlich überfliegen wir noch Fetzen von Land und rechts erahnt man eine Weile den sandigen Streifen der polnischen Küste. Dann fliegen wir übers offene Meer.

Acht Jahre sind vergangen seit meinem letzten Besuch in Leningrad, im Herbst 1983. In der Welt sind seither Dinge passiert, die man sich nicht erträumt hätte. Der Kalte Krieg ist beendet, der Eiserne Vorhang gefallen. Eine Utopie ist Wirklichkeit geworden: Führer der westlichen Welt und der Sowjetunion sind persönliche Freunde geworden. Beide Seiten haben ernsthaft begonnen, abzurüsten. Der Warschauer Pakt besteht nicht mehr. Die Mauer ist gefallen. Nur noch ein Deutschland ist auf der Landkarte. Niemand mehr spricht von einem dritten Weltkrieg. Und all dies ist mit einem Namen verbunden, dem eines Mannes, der den Mut besessen hat, in einer

gefährlich verfahrenen Situation als erster die Waffen zu senken,¹ und der die Stärke besessen hat, die Schwächen des eigenen Systems offenzulegen und tiefgreifende Veränderungen zu erwirken. Aus dem Land der KPdSU und des KGB ist das Land der Glasnost und Perestroika geworden.

Dieses Land werde ich nun wiedersehen, das Land Gorbatschows, in dem sich so viel geändert hat, und die erinnerungsträchtige Stadt, die in mir so viele Fragen aufgeworfen hat, in der ich gelacht, geweint und viele Abende lang sinniert habe. Damals war die Sowjetunion ein durch und durch kommunistischer Staat gewesen; Andropow war an der Macht. Die Welt befand sich auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges. In Deutschland demonstrierten damals Hunderttausende gegen den Beschluss der NATO, Pershing-II-Raketen zu stationieren. In der Sowjetunion bedrohten die SS-20-Raketen den Westen. Reisen durch den Eisernen Vorhang waren eine seltene Angelegenheit. Auch die Wissenschaft in Ost und West bewegte sich weitgehend in getrennten Welten. Und am 1. September 1983, kurz vor meiner damaligen Einreise nach Leningrad, war eine Passagiermaschine der Korean Air Lines durch einen sowjetischen Abfangjäger westlich der russischen Insel Sachalin abgeschossen worden. 269 Menschen waren umgekommen. Die Emotionen auf beiden Seiten kochten hoch.

Für mich als Westdeutsche war es damals, 1983, eine einzigartige Gelegenheit gewesen, nicht nur ein anderes Land kennenzulernen, sondern auch ein gänzlich anderes politisches System. Vor allem aber hatte es mir auch die Möglichkeit gegeben, mit den Augen des vermeintlichen Gegners einen Blick auf den Westen zu werfen. Das war

eine prägende Erfahrung. Sie war jedoch eingeschränkt durch die Erkenntnis, dass es unmöglich ist zu wissen, was »der Gegner« wirklich denkt, wenn er dies nicht selbst preisgeben will. So bin ich gespannt, ob ich jetzt, im Land der Glasnost, Antworten auf meine unausgesprochenen Fragen von damals bekommen werde.

Bei meinem damaligen Flug war ich ein wenig mit meinem Sitznachbarn ins Gespräch gekommen, einem finnischen Ingenieur, der dienstlich unterwegs war. Ich erinnere mich wieder an seinen Satz: »Meiner Ansicht nach ist Leningrad die schönste Stadt der Welt. Sie ist etwas ganze Besonderes.« Dem konnte ich nach meinem Aufenthalt zustimmen und ich freue mich auf die Stadt, die mir in den damaligen Wochen zu einer zweiten Heimat geworden ist, und auf die Kollegen, die zu Freunden geworden sind.

Die Wolkendecke hat sich geschlossen. Wie auch beim letzten Mal greife ich zum Lexikon, um mir Sätze zurechtzulegen. Wie würde ich diesmal empfangen werden? Was für ein Gefühl hat mein erster Besuch wohl hinterlassen? Ich könne bei ihr wohnen, hat meine Kollegin Sonja am Telefon gesagt. Die Universität habe nicht mehr die Mittel, mich – wie beim letzten Mal – im Hotel unterzubringen. Ich freue mich auf diesen privaten Kontakt.

Am Spätnachmittag landen wir auf dem Flughafen Pulkowo, in der lauen Luft des nordischen Sommers.

Die kleine Flughalle ist im Umbau begriffen. Es ist eng. Nach der Passkontrolle schart man sich in einer dichten Traube um das viel zu kurze Förderband und reiht sich dann mit seinem schwer erkämpften Gepäck in die lange Warteschlange zur Zollkontrolle ein. Es geht

und geht nicht vorwärts, obwohl sich die Zollbeamten zügig der Röntgengeräte bedienen, durch die man gewöhnlich beim Antritt einer Flugreise seine Koffer schiebt. Um mich herum vertreiben sich Italiener mit regen Gesprächen die Zeit. Die beiden jungen Zollbeamten nehmen ihre Arbeit locker. Sie betrachten den Bildschirm, der den Inhalt der Koffer preisgibt, kichern und brechen schließlich in nicht mehr enden wollendes Lachen aus; glucksend krümmen sie sich über die Zollerklärungen und die heitere Stimmung verbreitet sich auch unter den Wartenden.

Hinter der Schranke stehen die Abholer und winken ihren Gästen fröhlich zu. Ich schaue mich nach einem bekannten Gesicht um und erkenne, dass ein freudiges Winken mir gilt: Sonja ist gekommen.

Die lachenden Zöllner lassen mich ungehindert passieren, nicht ohne einige scherzende Worte mit mir zu wechseln. Dann zwänge ich mich mit meinen Gepäckstücken durch die Menge der Abholer hindurch und werde nicht nur von Sonja, sondern auch von der Freundin Irina und von Professor Purjenko herzlich empfangen. Sie haben sich kaum verändert; Purjenko scheint sogar eher jünger geworden zu sein. Er drückt mir einen großen Strauß Chrysanthen und Gladiolen in die Hand.

»Du wirst bei mir wohnen«, sagt Sonja.

»Aber später kommst du vielleicht zu mir«, meint Irina.

»Gerne«, antworte ich, »dann muss ich niemandem vier Wochen lang zur Last fallen. Es gibt übrigens noch weitere Freunde von mir in Leningrad, bei denen ich wohnen könnte.« Ich denke dabei an das Ehepaar Anna und Wladimir. Ich nenne ihre Namen nicht, denn bei

meinem letzten Besuch hatte ich diese Freundschaft geheim halten müssen.

»Du kannst gern die ganze Zeit bei mir wohnen«, erwidert Sonja.

»Aber vielleicht ist es doch interessant für sie, in verschiedenen Häusern zu wohnen«, wendet sich Irina ein wenig enttäuscht an sie.

Ich bin überrascht. Dieser Diskurs wäre bei meinem letzten Besuch nicht möglich gewesen. Damals waren Besuche aus dem Westen ein Problem und mussten bei der Behörde gemeldet werden. Nur die Vorgesetzten hatten sich erlaubt, mich nach Hause einzuladen. Auch Besuche in anderen Instituten hatten der Erlaubnis einer Behörde bedurft. Einige Begegnungen kamen deshalb nicht zustande. So hätte eine Mitarbeiterin gern einmal ihren 13-jährigen Sohn mit ins Labor gebracht, um mich – eine Person aus dem Westen – kennenzulernen. Sie erzählte, dass er sie jeden Tag neugierig nach mir ausfrage: wie ich aussehe, was ich sage, was ich tue. Ein Treffen war ausgemacht, wurde aber unter einem Vorwand wieder abgesagt.

Draußen wartet das Taxi. Purjenko verlässt uns; er fährt mit dem eigenen Auto nach Hause.

Wir fahren die breite Schnellstraße mit dem grün bepflanzten Mittelstreifen entlang. Wohlbekannte Bilder ziehen vorüber: die langen Reihen von Gewächshäusern am Stadtrand, die großzügigen Bauten auf dem Moskowski-Prospekt, die Säule des Siegesdenkmals und die vielen Menschen auf der Straße – diesmal nicht gar so viele, denn es ist Sonntag.

Sonja wohnt in einem Neubauviertel am südwestlichen Rand der Stadt. Das Gebiet ist erst vor wenigen Jahren aus dem Meer gewonnen worden. Jetzt schauen wir auf riesige Häuserwände. Die bienenstockartigen Komplexe sind etwa 15 Stockwerke hoch, rotbraun, weiß oder in freundlichem Gelb gestrichen, und in jedem sind einige hundert kleine Wohnungen ineinander verschachtelt. Große Flächen rücken die Hochhäuser weit genug auseinander, um ihnen etwas von ihrer Bedrohlichkeit zu nehmen. Die Flächen dazwischen sind locker mit niedrigen Gebäuden bebaut: Einkaufszentren, Kindergärten, Schulen, eine Poliklinik. Dazwischen liegen gepflegte Grünflächen mit noch jungen Bäumchen und Spielplätzen. Das meiste ist jedoch noch braches Land; es ist eine schnell hochgezogene Vorstadt, die einem je nach Stimmungslage erschreckend oder wohldurchdacht erscheinen kann.

An einem der zahlreichen, fast identischen Hauseingänge hält das Taxi und wir laden aus. Sonja drückt Knöpfe an einem Code-Schloss und die Tür springt auf. Wir betreten ein nur schwach beleuchtetes Treppenhaus, gerade hell genug, um die grauen Steinstufen zu erkennen und die kahlen, rissigen Wände, von denen der Putz bröckelt.

Sonja schiebt uns und das Gepäck in den engen, klapprigen Aufzug. In einem der oberen Stockwerke betreten wir eine kleine Dreizimmerwohnung, die in ihrer Freundlichkeit in krassem Gegensatz zu dem muffigen Treppenhaus steht. Hier wohnt Sonja mit ihrem Mann Alexej und ihrer 19jährigen Tochter Inna. Beide sind nicht zu Hause. Alexej ist übers Wochenende in die Datscha gefahren, und Inna hat es vorgezogen, sich der el-

terlichen Aufsicht zu entziehen. Sie übernachtet zurzeit in einem Studentenwohnheim.

»Du kannst in Innas Zimmer wohnen«, sagt Sonja. »Du kannst aber auch gern das Wohnzimmer nehmen, wenn es dir besser gefällt.« Sie zeigt mir die Wohnung. Von einem Gang gehen drei kleine Zimmer ab; das größte ist das Wohnzimmer, und wie die anderen Räume ist es mit dunklen, glänzend polierten Möbeln eingerichtet. Die Wände, wie auch der Boden, sind mit blumengemusterten Teppichen bedeckt. Durch das Schlafzimmer gelangt man in eine schmale Glasveranda, die zum Wäschetrocknen, zum Züchten von Pflanzen und zum Aufbewahren und Trocknen von Beeren und anderen Früchten verwendet wird. Die etwas geräumigere Küche dient auch als Esszimmer. In Innas Zimmer beeindruckt mich ein Tisch, den man geschickt aus der Schrankwand herauszaubern kann. Überhaupt erleichtern die praktischen Möbel die Knappheit an Raum: auch den Schreibtisch im Wohnzimmer kann man weit ausklappen, und wenn man den kleinen Schwarzweißfernseher in der Küche von seinem Tischchen hebt, kann man dieses zu einem Bügeltisch ausklappen. Bemerkenswert ist auch der Geschirrschrank über dem Spülbecken: das unterste Brett ist durch einen Rost ersetzt, in den man die nassen Teller hineinstellen kann. Damit spart man sich gleichzeitig das Abtrocknen und das Aufräumen.

Irina ist mitgekommen und wir helfen Sonja beim Zubereiten des gemeinsamen Abendessens. Später sitzen wir noch eine Weile im Wohnzimmer bei Tee, Marmelade, Gebäck und Cognac. Sonja hat noch einen Nachbarn eingeladen, einen Physiker. Er ist zurzeit an einem Joint-Venture-Projekt beteiligt, ein Zauberwort, das ich noch

öfter hören sollte und mit dem ein Zusammenschluss zwischen ausländischen und sowjetischen Unternehmen gemeint ist.

Nach diesem schönen Willkommenstag freue ich mich auf den nächsten Morgen.

Der Schock

Montag, 19. August 1991

Ich wache nach einem schlechten Traum auf: ich hatte Drogenhändler bei einem Deal beobachtet, und sie hatten es bemerkt. Ich wusste, dass sie mich jetzt töten wollten. Ich rannte in ein Haus hinein und viele Stockwerke hinunter, bis in den tiefsten Keller. Ich glaubte mich gefangen und hatte große Angst. Aber unten öffnete sich im letzten Moment eine Tür, helles Licht fiel herein, und ein freundlicher Mensch zeigte mir den Weg nach draußen.

Ich sinniere über die Bedeutung dieses Traumes. Vielleicht haben die gestrigen Eindrücke die Erinnerung geweckt an den Kalten Krieg? Oder an die Angst vor dem KGB, die bei meiner Reise vor acht Jahren unterschwellig dabei war? So hatte ich damals meinen ersten Besuch bei den Freunden Anna und Wladimir abgebrochen, weil ich mich auf der Suche nach ihrer Wohnung verfolgt fühlte. Dissidenten im Westen hatten mir ihre Adresse gegeben; mein Besuch bei den beiden sollte aber auf keinen Fall publik werden. Der Staat schien damals auf kafkaeske Weise allgegenwärtig.

Vielleicht war der freundliche Retter im Traum Gorbatschow?

Sonja ist schon in der Küche tätig. Sie bereitet ein kräftiges Frühstück zu: Spiegeleier mit Speck und Tomaten. Währenddessen erzählt sie mir auf Russisch etwas von Gorbatschow. Ich bin gerade damit beschäftigt, Gurken, Tomaten, Paprika, Zwiebeln und Petersilie zu einem Salat zu verarbeiten und höre nur halb hin. Gorbat-

schow sei weg oder so ähnlich höre ich sie sagen. Es klingt neutral, fast scherzend, nicht der Mühe wert, nachzuhaken, und ich gebe eine höflich-interessierte Äußerung von mir.

Sie legt sich Salat auf und gießt Erdnussöl darüber. Ich nehme die saure Sahne.

»Er sei krank, behaupten sie«, fährt Sonja fort. »Aber das kommt mir komisch vor. Das gefällt mir überhaupt nicht. Das ist ein Putsch.«

»Wie bitte?«, frage ich ungläubig lächelnd, »Gorbatschow ist weg?«

»Es sieht so aus.«

»Vielleicht habe ich deshalb so schlecht geträumt.« Wir frühstücken und reden über andere Dinge.

»Wir fahren jetzt an die Universität«, sagt Sonja. »Ich werde dir mein Labor zeigen. Ich bin nicht mehr im alten Labor, das du das letzte Mal kennen gelernt hast. Und du kannst den Institutsdirektor begrüßen. Und Purjenko erwartet uns auch.«

Der Bus ist voll besetzt. Wir warten auf den nächsten. Die Fahrt zur nächstliegenden Metrostation dauert 20 Minuten. Sonja hat mir ihre Monatskarte in die Hand gedrückt. Damit kann man mit sämtlichen öffentlichen Verkehrsmitteln fahren, soviel man will. Sonja selbst verschafft sich mit einem 15-Kopekenstück Einlass zur Metrostation.

»Manchmal vergeht nur eine halbe Minute zwischen einer U-Bahn und der nächsten«, erklärt sie. »Fünf Minuten Wartezeit sind schon viel.«

Wir müssen noch etwa 10 Stationen weit fahren. Unterwegs unterbrechen wir die Fahrt mehrmals, denn Sonja möchte mir die verschiedenen U-Bahnhöfe zeigen. Je-